

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 279.

Dienstag, 11. Oktober

1932.

Im Zick-Zack

durch die Liebe

ROMAN VON FEODOR VON ZOBELTITZ

6. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Stiller geblieben war es noch auf dem Erlenhof, am linken Flußufer im tief eingeschnittenen matten- und waldreichen Seitental. Es wuchsen hier wohl an den Buschrändern und auf den Geschieben Schwarzerlen und weißgraue, doch der Name Erlenhof kam nicht von den Bäumen, der Gutshof hieß im Grundbuch auch anders, aber man hatte sich allgemein daran gewöhnt, den ganzen Besitz als „Erlenhof“ zu bezeichnen, weil man das Herrenhaus so nannte, und auf den Schreib-papieren des alten Ulrich von Erlau stand es auch so gedruckt. Aber das Geschlecht der Erlau und den Abenteuerroman dieser Familie hatte Herr Schmidt von Bürgli zu Zeiten seiner Ehe mit Frau Grittle umfangreiche Studien getrieben. Das machte ihm Spaß, er hatte eine Schwärmerei für den schweizerischen Adel, den Sagen und Mythen umdämmerten, vor allem für den altbernischen, dem die Erlau angehörten, die schon in den Tagen der Zähringer eine Rolle spielten. Aber es waren allesamt ruhelose Leute, sie klebten nicht an der Scholle, sie zogen in Schweden, Ungarn und Brandenburg, in Frankreich und Spanien und trugen ihren Waffenruhm bis nach Litauen und Livland, einer zog in das Heilige Land, einer fiel in die Hände der Ungläubigen, wurde als Sklave verkauft, befreite sich und trat nach wunderlichen Aventüren in die Dienste der Lusignans auf Cyprien. Ja, und da war noch ein Erlau, der mußte ein Freund des alten Schultheißen von Bern gewesen sein, des Thüring von Ringolsingen, der in seinem prachtvollen deutschen Volksbuch von der schönen Melusine den französischen Text nach erzählt hat. In der Verbindung mit dem Roman der Melusine steigerte sich für Herrn von Bürgli das Interesse an gerade diesem Erlau. Wie in der Mär in durchsichtiger Symbolik überall die Vererbungstheorie durchtönt, war es nicht ähnlich so in der Familiengeschichte der Erlau? Wie in dem Buche, so trat hier in der Geschlechterfolge das Urwesen der Abstammung in triebhafter Stärke hervor, eine Entwicklung, die gewissermaßen immer wieder durch die Zustände der Ahnen hindurchgehen mußte und im wachsenden Erbe Rückschlüsse und Erinnerungen an die Vorfahren brachte: in ihren Hochwerten, in der Tragik ihrer ewigen Unrast, in ihrem Liebesleben.

Herr von Bürgli hatte in seiner Vorliebe für Adelsforschung nicht übel Lust, einmal eine Chronik der Erlau zu verfassen, natürlich auf Grund dokumentarischer Unterlagen und glaubhafter Überlieferungen, aber doch unter Berücksichtigung des erblichen Verlaufs in seiner Zusammenfassung, und hatte im ersten Jahr seiner Ehe bei einem kurzen Besuch auf dem Erlenhof mit seinem Schwiegervater auch einmal davon gesprochen. Gegen die Chronik hatte der alte Herr an sich nichts, obgleich er sie für überflüssig hielt, aber unnötigen „biologischen

Klimbim“ in die Geschichte zu bringen, verbat er sich ernstlich.

Dieser letzte Erlau hatte sich in der Heimat seines Geschlechts angekauft, um sich hier zur Ruhe zu setzen, nachdem er genau so ein Leben der Ruhelosigkeit verbracht hatte wie die meisten in seiner Ahnengalerie. Er hatte auf der Züricher Universität studiert, machte mancherlei Dummheiten, renkte sich wieder ein und glitt in regelrechte Bahnen, veröffentlichte schon als junger Mensch eine aufsehenerregende Schrift über die Umgestaltung der Bundesverfassung durch Partialrevisionen und erreichte damit seinen Eintritt in die Regierungsmaschinerie. Man verwandte ihn mehrfach in schwierigen Missionen, so bei der Spannung zwischen der Schweiz und dem Deutschen Reich über die Auslegung des Niederlassungsvertrags, und übernahm ihn schließlich gänzlich in den diplomatischen Dienst, zu dem er sich seiner Sprachgewandtheit, seines äußeren Sichgebens, auch seines Reichtums halber, der ihm eine angemessene gesellschaftliche Repräsentation ermöglichte, ausgezeichnet eignete. Nun begann indes seine Karriere schwankend zu werden. In Berlin verliebte er sich in eine kleine Komödiantin, die ihn nicht nur herzlich betrog, sondern auch gehörig bestahl; es kam zu einem Skandal, und da hielt man es für nützlich, ihn schleunigst vom Ort seiner Torheit zu entfernen, und versetzte ihn nach Chile. In Santiago heiratete er zum erstenmal: Donna Beatriz, die schöne, etwas exzentrische Tochter eines angesehenen Grundbesitzers aus der „Gente“, der Aristokratie des Landes. Man hätte ein sorgenloses, höchst bequemes Leben in dem schönen Palast der Alameda und draußen auf der Hacienda führen können, aber die beiden schätzten das Außergewöhnliche mehr als das Alltägliche, und da der Vater der jungen Frau einen weiten, fruchtbaren Landstich am Fuße der Anden in Patagonien sein eigen nannte, so beschloßen sie dorthin auszuwandern, um dem Üblichen zu entgehen und unter ganz anders gearteten Verhältnissen einmal Menschen unter Menschen zu sein. Erlau quittierte den Dienst und wurde Farmer und Beatriz seine wilde Amazone. Die Riesenfarm wurde gut bewirtschaftet, mit Sorgen hatte man sich auch hier nicht zu quälen, die Tage gehörten Entdeckungsreisen in die noch wenig erforschten Grenzgebiete und der Jagd. Wenn Beatriz im festen Argentinierfattel auf dem Gaul lag und, ein paar ihrer Gauchos hinter sich, über die Pampas raste und in die Wälder ritt, verkroch sich die Tierwelt. Vor dieser Diana flüchteten die Guanacos in Rudeln, der Strauß kriegte es mit der Angst vor der Schlinge des Lasso, der Hirsch vor der nie fehlenden Kugel, selbst der Puma hielt das Ausreißen für den besseren Teil seines Selbst. Aber die hitzige Jagdlust des jungen Weibes, eines Wildlings am gepflegten Stammbaum ihres Hauses, brachte ihr auch einen frühen Tod. Auf einer Heide nach Pampasfakten, die in die Schafherden einge-

brochen waren, versang sich ihr Pferd im Distelgestrüpp, stürzte und schleuderte Beatriz mit voller Wucht aus dem Sattel, so daß sie drei Tage später an den Folgen einer Gehirnerschütterung starb.

Erlau trauerte ehrlich um die geliebte Gefährtin, brachte ihr Sterbliches nach Santiago und blieb einige Jahre auf der Hacienda seines Schwiegervaters, gewissermaßen als Oberaufseher über die Pächter, interessiert für die Kupferminen und die Pferdezucht, aber doch auch viel unterwegs und überall ein gern gesehener Gast in näherer und weiterer Nachbarschaft. Eine Jagdeinladung nach dem Süden führte ihn auf den großen Besitz eines Herrn Tanner, dessen Großeltern aus dem Ballis in Chile eingewandert waren und geholfen hatten, ein entlegenes Urwaldgebiet in üppiges Kulturland umzuwandeln. Hier spann eine Neigung zwischen ihm und der Tochter des Hauses, Margarete, sich an, die zur Heirat führte. Erlau plante, sich auch im Süden Chiles anzukaufen, aber als Margarete nach der Geburt einer Tochter am Kindbettfieber gestorben war, kam wieder die Wanderlust über ihn. Er beließ seine Kleine unter der Obhut seiner Schwiegereltern und einer ausgezeichneten Amme und schloß sich zunächst einer chilenisch-argentinischen Forschungsreise nach Feuerland an, führte hier im Laufe der nächsten Jahre wichtige Untersuchungen aus, bereiste unter mancherlei Gefahren das Innere, entdeckte reiche Lager an Edelmetallen, wurde mit dem jungen Nordenfjöld bekannt, der damals die schwedische Südpolarexpedition leitete, und begleitete ihn auf seiner abenteuerlichen Fahrt bis zur endlichen Auffindung der Mitglieder durch ein argentinisches Schiff.

Als Erlau aus der Antarktis nach Chile zurückkehrte, fand er sein Töchterchen — es war Margarete getauft, wurde aber Grittie genannt — als stramm gegliederten Backfisch vor, ein frisches, hübsches Mädel mit herrlichen, neugierig fliehenden Augen voller Wunder. Vater und Kind lernten sich da erst kennen und starren sich anfänglich betroffen an, das war begreiflich. Er hatte immer noch das ewig quälende Baby in der Erinnerung, das mit den winzigen Patschen unaufhörlich in die Luft griff, als suche es nach Unfassbarem, und seinen Willen in Schreitönen kundgab, bis das kleine Gesicht sich hochrot und dann bläulich färbte. Grittie aber kannte den Vater nur aus den Photographien seiner jüngeren Jahre als einen stattlichen, sehr vornehmen Herrn mit rässigen Zügen und etwas hochmütigen Augen, die auf alles Zucht- und Notmäßige mit lachender Verachtung herabschauten, und sah nun einen verwiterten, grauhaarigen Mann vor sich, hager geworden unter unbeschreiblichen Entbehrungen im Eislande, mit gefältem, schmalen Gesicht und einem festliegenden harten Zug um den Mund.

Die alten Tanners waren tot, ein Sohn hatte den Besitz geerbt, Erlau fühlte sich fremd ihm gegenüber, er spürte auch ein heftig einsetzendes Ruhebedürfnis und das lebenswarme, fast animalische Empfinden, daß es nun doch an der Zeit sei, sich um sein vereinsamtes Kind zu kümmern. Es gab noch einen kurzen, kräftigen Streit mit dem jungen Tanner wegen der Grittie zufallenden Erbschaft mütterlicherseits, und dann nahm er sein Mädel, verpaarte mit ihr auch Frau Resli, ihre alte Amme und treue Behüterin, jagte mit beiden nach Valparaiso und mit dem nächstfälligen Dampfboot durch die Magalhãesstraße, denn die Gebirgsbahn über die Nordkordilleren war noch nicht vollendet. Das war die erste große Reise Gritties, und sie war umso schöner, als ihr Vater zwischen Patagonien und Feuerland, zwischen weißen Gipfeln, blaugrünen Gletschern, dem Schwarz der Wälder, zwischen dampfendem Nebelgebräu und dem Vollglanz der Sonne über roter Strandbade ihr von seinem Erleben in diesen Landen wundervolle Geschichten erzählen konnte.

Da erwachte denn in Grittie zuerst die später unbeschreiblich werdende Sehnsucht nach einer weiter sich dehrenden Welt, aber sie mußte sie vorläufig in ihrer kindlichen Phantasie verankern, denn zuvörderst mußte sie, genau so wie später bei Tutta, der ach! ihr viel zu lange währende Zeitabschnitt der Pensionserziehung an.

Ihr Vater hatte inzwischen in seiner Heimat den Ruheplatz gefunden, den er suchte, das Gut im Alpen- tal, das er durch geschickte Zukäufe zweckmäßig zu arrondieren verstand, so daß es zu einer der schönsten Besitzungen im Berner Land wurde. Einst mochte das ganze Tal ein gewaltiger See gewesen sein, entstanden durch Gletschererosionen zur Eiszeit, aber im Schutt der Jahrtausende verliesen sich die Wasser, ein fruchtbarer Grashoden blieb zurück, auf mäßig ansteigender Sohle auch den Getreidebau begünstigend, auf den blumigen Naturwiesen sogar der Obstbaumkultur nutzbar. Dichter Laubwald kränzte die Berglehnen und umfing in seinen Lichungen die Matten für den Herdenbetrieb, der für den alten Erlau zur Leidenschaft geworden war. Seine Gelb-, Weiß- und Rotschwedigen wurden berühmt, man sprach vom Erlauer Schlag wie sonst vom Emmentaler, Simmentaler, Freiburger, sein Zuchtvieh wanderte weit hinaus über die Grenzen der Schweiz.

Zu dem umfangreichen Gehöfte gehörte das Wohnhaus des Vorbesizers, eines reichen Bauern, ein oberländisches Holzhaus, in dessen Gebälk fromme Sinnsprüche eingeschnitten waren. Das überließ Erlau seinem Verwalter, denn wenn er auch selbst, zumal bei zunehmendem Geiz, in der Wirtschaft gewaltig hinterher war und sein Personal vom Großknecht bis zum letzten Melker unter strenger Aufsicht hatte, so war ihm die Nähe des lärmersfüllen Hofes doch nicht genehm. Ästhetisches Empfinden sprach mit, und da ließ er sich denn in einem rasch parkartig umgeschaffenen Buchenwäldchen nach eigener Zeichnung ein Herrenhaus bauen, wie er es für sich und seine Sammlungen haben wollte. Durch alle Räume fluteten diese Erinnerungen an seine Reisen, in seiner Bibliothek mehrten sich die Bücherreihen, je nach seinen sprunghaft wechselnden Interessen die über die Frühdrucke der schweizerischen Typographie hinübereilten zur jüngeren Eisenzeit der keltischen Völker, zu den alemannischen Mundarten, in die Pfahlbautenperiode, in das Mittelalter, in die Kämpfe des Landadels gegen die Berner — nur die Geschichte der Gegenwart war ihm gleichgültig, und die Politik ekelte ihn an.

Er war zweifellos ein lebhafter Geist, aber auch ein Eigenbrötler, und wurde es mehr und mehr, je weiter Grittie von ihm abrückte und ihre eigenen Kreuz- und Querwege verfolgte. Die Unrast legte sich in ihm, er reiste noch hie und da, doch strebte er nicht mehr in die Ferne, dafür hatte er auch in seinen alten Tagen die Freude an der Bewegung nicht aufgegeben, die seine maßig gewordener Körper verlangte. Er lief noch am Schneeschuh wie ein Junger und krazelte mit Padel, Eisbeil und Klettershuhlen meist ohne Führer überall umher, alle Bergspitzen ringsum waren ihm gute Bekannte. Er war ein gewaltiger Hartkopf, auch seinen Leuten gegenüber, zugleich gutmütig und leicht jähzornig, wortfarg und grob, lebte sehr einfach, trank nur die Landweine und nicht wenig, und liebte es, sich gelegentlich wochenlang mit vegetarischer Kost zu begnügen. Den Haushalt führte ihm Frau Resli, die bei ihm geblieben war, als Grittie Luz Döhler geheiratet hatte, sonst wohnten nur noch der Sekretär, der Chauffeur und zwei Mägde im Hause, einen Diener litt er nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Doch vorwärts ...

Kein schönes Werk gelingt,
Wenn deine ganze Kraft
Nicht hell und froh beschwingt
Begeistert wirkt und schafft.

Nicht jeder Weg und Gang
Ist immer leicht zu gehn.
Und manchmal ist dir bang
Und kannst kein Licht mehr sehn.

Doch vorwärts muß dein Schritt
Durch Nebelgrau und Nacht.
Nimm Lebensfreude mit,
Die alles glücklich macht.

Franz Eingia

Besuch bei Balkan-Heiligen.

Von Dr. Walther Neubach.

Mazedonien, im Herbst.

Beim Heiligen Naum von Ohrid.

Marko, unser bosnischer Chauffeur, war ein Prachtexemplar und Virtuoso in seinem Beruf. Wie alle Kraftfahrer zwischen Belgrad, Durazzo und Athen fuhr er so lange drauf los, bis es nicht mehr ging, unbeschwert von den Kenntnissen physischer und technischer Gesetze. Wenn er einmal die Passage zwischen einer hundertköpfigen Hammelherde und einem mit Dreß gefüllten mazedonischen Straßengraben falsch berechnet hatte, so wappnete er sich mit dem Heiligszeichen des südslawischen Königreiches, der kleinen Kühlerflagge des Gouverneurs von Illyrien, und trommelte in den benachbarten Dörfern so lange und so viele Bauern und Ochsen zusammen, bis man unter fürchterlichen Flüchen unter Behikel wieder flott gemacht hatte. Sonderbarerweise hatte Marko vor Tagen festgestellt, daß unser Wagen einmal gewaschen werden mußte. Seine unkomplizierte Reinigungsmethode war die, das Auto einige Meter in den tiefen Ohrid-See hineinzufahren und so lange im Wasser stehen zu lassen, bis der Rot aufgeweicht war. Im übrigen war seine Fahrkunst umgekehrt proportional seinem Bedürfnis nach Seife, Kamm und Rasiermesser, und nach bald zweiwöchiger Reise ähnelte sein Hemd in der Farbe jenem lagenhaften Gewand der Königin Jabelia, die bei der Belagerung von Saragossa den Schwur geleistet hatte, das Hemd nicht früher zu wechseln, bis die Stadt gefallen sei. Marko hatte erklärt, der Weg zum Kloster des Heiligen Naum sei an sich gut, und damit war die Sache für uns erledigt. Wir bestellten also bei unserem Wirt „Zum serbischen König“ in Ohrid für den Abend eine Platte der berühmten Aale aus dem Ohrid-See und fuhrten unbeflümmelt in einen jener felsigen mazedonischen Herbstmorgen hinein, die sanft, ausgeglichen und harmonisch sind wie ein Andante Mozarts. Nach einer Stunde hatten wir die erste Panne, nach weiteren 60 Minuten die zweite, glücklicherweise in einem Fischerdorf am See, wo uns der Dorfälteste Maisch, Schnaps, hartgekochte Eier und Knoblauch reichte und damit sowohl unseren knurrenden Magen als auch eine Stunde unfreiwilligen Aufenthaltes ausfüllte. Bald längs des Sees, der an beiden Ufern Kulissen wie die Gardasee, Landschaft von ungeheurer Macht und Höhe aufbaut, bald über Hügel und Serpentinien, die gerade zu keinem Vergnügen einladen, waren wir nach zwei weiteren Stunden an der Stelle, wo uns Marko zum dritten Male höflich aufforderte, auszustiegen. Diesmal war der Platz entschieden ungemütlich. Auf dem Wege lag der Kadaver eines Ochsen, die Nacht zuvor ein Bär aus den nahen Wäldern gegessen hatte. Daneben hockte ein weinendes serbisches Mädchen, das zwischen Jammern und Tränen emsig die Spindel drehte, und seitlich fiel eine Felswand so an die, daß der Fahrer senkrecht zum See ab. Allein gegen 3 Uhr nachmittags durften wir dem Abt des Klosters zum Heiligen Naum die Hand drücken. Ein schöneres Plätzchen konnte sich kein Schüler der Slawenapostel Method und Cyrill nicht wünschen. Im Hintergrund die ganz respektablen Steilwände der Galicica, 2000 Meter hoch, schon im Schmutz des Jahres Neuschnees; unter dem Firnhaupt dann das Dunkel von Nadelholzwäldern, die langsam in das matte Grün von Kalmwiesen, Kastanien- und Fliederhainen, Pappelalleen und Obstgärten hinüberspielen; am Ufer wieder ein paar düstere Gebirgsklöster von Zypressen neben dem Graugelb der Klostermauern und dem silbrigen Spiegel des Sees. Wir machten eine kleine Exkursion zur nahen albanischen Grenze, die durch ein dichtes Unterholz laufend, wie eine Waldschneise ausgehauen ist und alle hundert Meter einen Holzturm der albanischen Grenzsoldaten zeigt, wie einst die Wachtürme der römischen Kohorten am Limes. So idyllisch das Ganze aussah, so kann diese Grenze mitunter recht ungemütlich sein, wenn eine Komitatshi-Bande hinüber- oder herüberwechseln versucht. Die Musik pflegt dann weniger einwogen zu sein, als die Töne der Gusla, die der serbische Grenzvorposten vor seinem Häuschen zupfte. Das Kloster selbst wäre vielleicht das schönste Mazedoniens, wenn nicht unsere moderne Baukunst dazwischengepfuscht hätte. Ein gedrungenes, wichtig in die Erde gestemmter Achteckbau, gedrückt und weit ausladend, wie alle südslawischen Gotteshäuser, die sich gewissermaßen ducken, verstecken und verkriechen vor einem

zürnenden Herrgott, vor Blitz, Donner und Unwetter aus den Felsbergen und vor dem türkischen Krummsäbel der verhassten Zwinghern, ohne jenes befreiende Jubilate unserer Gotik, sondern erdbeboren und erdverbunden. Dunkel im Innern, auf die mystische Lichtwirkung von Ampeln und Kerzen eingestellt, gewissermaßen Schlupfwinkel eines demütigen, geprägten Volkes. Daneben hat nun ein Belgrader Architekt, dem die südslawische Metropole einige mehr pompöse als stilgerechte Brunnbauten verdankt, einen modernen Zementturm hingeseht, der ein Mittelding zwischen einem Transformatorenhaus und einem Wasserreservoir ist. Es ist schade um die gutgemeinte Geldspende des Königs, die zum Bau dieses baulichen Ungetüms verwendet wurde; schade um die farbenfrohen, ganz modern empfundenen Fresken des russischen Künstlers Kolesnikoff, die an anderer Stelle sicher von doppelter Wirkung wären. Der Abt zeigte uns das Fremdenbuch, das wenig deutsche Namen aufwies. Ein viel gelebener französischer Literat schwelgt in klangoollen Phrasen über dieses „paysage magnifique“, und ein sehr bekannter Berliner Journalist spricht den wenig frommen Wunsch aus, daß eines Tages vom Himmel Bomben auf den „Wasserturm“ fallen mögen. Nachdem also schon Frankreich und Deutschland, jedes in seiner Art, ihre Besuchskarten beim Heiligen Naum abgegeben hatten, lag es auf der Hand, daß der Abt gleich bei den Bomben blieb und vom Krieg erzählte, der seine Gräben gerade an dieses Süden des Sees gezogen hatte. Ein hohes Lob des deutschen Soldaten, der auf dem mazedonischen Kriegsschauplatz das denkbar beste Andenken hinterlassen hat, belam ich auch wieder hier zu hören. Marko hatte indessen vergeblich versucht, unseren armen Buid-Wagen in Gang zu setzen. Eine Panzervedette der südslawischen Kriegsmarine, die eine Art Patrouillendienst auf dem See macht, hatte gerade einen sehr sympathischen Dalmatiner Kapitän und einige kräftige Blaujacken aus den Bauernprovinzen des alten Österreichs an Land gesetzt, und mit Hilfe dieser Matrosen wurde unser Wagen einige Male einen kleinen Hügel hinaufgeschoben und wieder hinabgerollt, ohne daß der Motor uns den Gefallen tat, anzuspriegen. Der Dalmatiner Seebär probierte inzwischen mit uns die verschiedenen Schnapsorten des Klosters durch, die er als ständiger Gast der Mönche von „Svetin Naum“ anscheinend gut kannte. Um 20 Uhr waren wir soweit, daß wir entweder die Nacht im Kloster bleiben oder vom 50 Kilometer entfernten Ohrid telephonisch einen neuen Wagen herbeordern mußten. Um 21 Uhr hatten wir bei den liebenswürdigen Mönchen ein herrliches Menü hinter uns, bestehend aus Gefang, Gemüsesuppe, Schnaps, Seeforellen, Schnaps, Eierkuchen, Schnaps, türkischem Kaffee, Schnaps und Gefang; um 22 Uhr war der neue Wagen (und fünf technisch geschulte Begleiter) zur Stelle; um 23 Uhr sprang der Motor zum ersten Male an, aber die Lichtmaschinen der beiden Autos machten nicht mit. Am Mitternacht starteten wir. Einer saß auf dem Kühler, mit einer alten Taschenlampe und einer in einer Bierflasche „leuchtenden“ Kerze als Scheinwerfer; auf den Trittbrettern standen die beiden anderen, mit einem Browning und vorstutslutlichem Jagdgewehr bewaffnet, das Marko aus einer Werkzeugkiste hervorgekramt hatte, alles im Hinblick auf weiteren Appetit des Galicica-Bären, und Marko legte eine Art Artistenprüfung beim Lenken des Wagens ab, zog unseren „Hilfs“-Wagen, der inzwischen auch einen Motordefekt bekommen hatte, hinter uns her und erzählte uns dabei die Geschichte vom Bären von Svetin Naum, der in Stein gehauen am Klosterportal zu sehen ist. Daß nämlich dieser Bär vor 800 Jahren wie seine Nachkommen Schafe und Kälber zu reißen pflegte, bis dem Heiligen Naum die Sache zu dumm wurde und er den Bären in seiner Waldwohnung am Fuße der Galicica aufsuchte; daß der Heilige dem Bären Vorhaltungen machte und ihm so lange zuredete, bis der Bär reumütig zu dem Bauer ging, dem er am meisten geschadet hatte, sich neben die Ochsen in den Pflug spannen ließ und so seine Missetaten wieder gutmachte. Der Ochsen reizende Bär erschien uns auf jeden Fall glaubwürdiger als der pflügende; allein um 3 Uhr früh standen wir vor dem „Serbischen König“ in Ohrid, warfen den Kellner aus dem Bett und verzehrten die Aale in kaltem Fett. Wobei Marko in stolischer Ruhe erklärte, daß der Wagen nochmals (nach seiner vereinfachten Methode) gewaschen werden mußte.

Scheffels Wandertasche.

Ein heitere Herbstgeschichte vom Bodensee von Hans Götgen.

Aber der Mettnau, der schmalen Landzunge, die von Radolfzell in den Zeller See hineinragt, blüht ein blauer Herbsttag.

Die Türen am Scheffelmuseum standen weit offen.

Kein sommerlicher Besucher störte mehr die Stille, und die Hunde drüben vorm Wirtschaftshofe räkelten sich in der milden Sonne.

Da plötzlich spitzten sie die Ohren, sprangen auf und schlugen an.

Eine junge Frau stieg von der Leiter am Zwetschenbaum herunter, um zu schauen, was es gäbe.

Ein paar Menschen standen draußen und wollten das Scheffelmuseum ansehen.

Sie wurden an den Handschriften und Weinhumpen vorbeigeführt, standen an des Dichters Schreibtisch und bestaunten die leider ein wenig verwachsene Aussicht hinaus auf den See.

„Und hier,“ so sagte die Führerin, „sehen Sie Scheffels Spazierstöcke und seine berühmte Wandertasche.“

Da sie aber in die dämmerige Ecke langte, um die besagten Dinge hervorzuholen, erschrak sie sehr: Die Wandertasche war nicht da.

Es entstand einige Unruhe in dem stillen Haus am See. Alle erreichbaren Leute wurden herbeigerufen, jeder ward gefragt: Wo ist Scheffels Wandertasche?

Keiner wußte etwas darüber, jedem war die Sache unangenehm.

Gewiß: Irgend ein Besucher hatte die Tasche als Erinnerung mitgenommen.

Nun ja, man konnte ja eine andere, recht verbrauchte Tasche in die Ecke hängen, aber erstens war es dann nicht Scheffels Wandertasche, und zweitens, woher sollte man ein solch altmodisches Ding überhaupt bekommen?

Guter Rat war wirklich wieder einmal teuer.

Die Hühner gaderten es sich zu, draußen auf dem Hofe, die Hunde bestellten es, ein paar verspätete Schwalben zwitscherten es: Scheffels Wandertasche ist fort.

Aber keiner wußte, wie man sie wiederbekommen könne, und die Führerin war schon halb tot vor Angst, wenn sie an den Abpuher dachte, der von Radolfzell her an sie gelangen würde, wenn die Sache ruchbar wurde: Scheffels Wandertasche ist fort, gestohlen, von irgendwem, weil, nun weiß sie es herzensgut gemeint hatte und von dem schönen, warmen Herbstsonnenschein ein bißchen einströmen lassen wollte in die unbewohnten, museumskühlen Räume des Hauses. . .

Die Besucher waren hinausgegangen in die oberen Zimmer, die Führerin stand traurig und zerfnirscht am Treppenaufgang des schon von erster Dämmerung umspielten Hauses.

Da schlich etwas durch den Park dem Hause zu.

Es ging auf leisen Sohlen, es sah sich schau um nach allen Seiten und huschte dann in die offene Tür.

Draußen aber schrie eine weibliche Stimme: „Der Dieb, der Dieb!“

Die Leute kamen gelaufen mit Stangen und Mistgabeln. Die Hunde bestellten, die Hühner gaderten: „Wo? Wo? Wo?“

Und dann hatten sie ihn, den kleinen, weinenden Kerl, den Buben aus Radolfzell mit den bloßen Füßen, der durch den Park gestromert war, wie es Kinder tun, die offene Tür gesehen hatte am Nachmittag, da alle fort waren beim Obstern, neugierig, aber ohne alle böse Absicht in das Haus gegangen war, von dem der Lehrer so oft und gern sprach, und sich ein wenig umgeschaut hatte drinnen.

Nichts aber hatte ihm so gut gefallen, wie das große „Täschle“ in der Ecke. Gerade so etwas konnte er herrlich gebrauchen für die Kastanien, die in der Allee nur so von den Bäumen hagelten in diesen Tagen.

„Eine Sünde wird's schon nicht sein, wenn ich das stau-bige „Täschle“ ein bißerl umtue und am Abend wieder an Ort und Stelle hänge,“ dachte er bei sich.

Und so sammelte denn an diesem schönen Herbsttag das Bübele, das spaziger Weise auch noch Ekkehard hieß, wie übrigens viele Buben im Hegau und am See drunten, des alten Dichters Wandertasche voll mit braunen, glänzenden Kastanien, und nun war es gekommen, um die Tasche wieder in die Ecke zu hängen, nachdem es seinen Reichtum irgendwo versteckt hatte, wie es die Eichläschen tun und die Häher.

Nun ging ein Schimpfen los, meint Ihr, im Scheffel-hause auf der Mettnau?

O, nein, alle lachten sie, und die Fremden lachten mit, und zuletzt lachte auch das Bübele, der Ekkehard.

Ein alter Fischer hat's mir erzählt, neulich auf der

Mettnau, und er muß es wissen, denn er hat's herüberschallen hören auf's Wasser, als seine Netze langsam sanken zum Grund und der Abend an sein Herz nahm See, Mettnau und auch den Hohentwiel, der in der Ferne aufwuchs groß und gewaltig. . .

Das Lämmchen.

Von Paul Palmen.

Um die Schroffen des Monte Pellegrino streicht kühl der Wind, obwohl die Sonne, dicke Wollenballen durchdringend, seine Südseiten warm bestrahlt. Die Abhängen, dunkelbraune Lehmerde, sind von Tausendstößen besprenkelt, die weißen Sterne schwanen. Unter den Steinen, die überall die Bergflanken bedecken, brachen junge Disteln hervor, und zwischen ihnen ragen die braunroten Blüten einer Blume, die ich nicht kenne. Sie ähneln kleinen Dampfer-schlöten mit seitlich seitrechtlicher Öffnung. In der Tiefe, wo die Wellen des Tyrhenischen Meeres heran, weiß Schnüre wandern über graue und grüne Wasserstreifen, eine zärtlich geschwungene Bucht. Wo im Sommer bunte Capannen ein weißes Sandufer säumen, da liegt nun der Tang, von Stürmen getragen, in dunklen Hügeln am Strande.

Eine Schafherde weidet am Fuß des Berges, die melodischen Gloden tönen, ein schwarzer Leithammel wandert abend vor der gelben Schar. Als ich, um einen Vorsprung des Berges herum, zum Meere niederstolpere, da steht, im Schattentale, ein einsames Mutterlamm, um dessen Bein sich ein junges Lämmchen drängt. Während ich näher trete, sehe ich, daß das kleine Tier noch kaum zu stehen vermag, wadelt im Winde, es torzelt auf schwachen, seitwärts gestellten Beinen, die steif und hölzern wirken, der Boden rollt ihm unter den Füßen fort, es gleicht einem Menschen, der seine ersten Schritte ver sucht.

Das dünne wollige Fell kräuselt sich in braunen und weißen Flecken, die Augen sind beinahe noch geschlossen.

Die Mutter sieht mich aus dem schwarzen Schlitze ihrer Bernsteinaugen prüfend an, nein, ich tue dem Kinde nichts, es ist ein hilfloses, rührendes Wesen, was sucht es schon früh in dieser harten, kühlen Welt? Es stößt die kleine Schnauze blindlings gegen den warmen Bauch des Mutter-tieres, als wollte es von neuem Zuspruch suchen.

Die Alte leckt den schmalen Rücken zärtlich ab, das frisst sie eilig weiter, sie weiß, daß sie viel Nahrung braucht, sie macht auch vor den Gänseblümchen in meiner Hand nicht Halt. Nur zuweilen ruft sie ängstlich gegen die ragen Bergschroffen hin, dahinter die Gefährten weiden. Sie bewegt sich langsam vorwärts, Schritt für Schritt, aber das junge Tier stolpert über einen Stein und kniet in die Knie.

Ich habe Angst, daß es liegen bleibt, vielleicht ist es eben zur Welt gekommen, und der Wind weht kühl um das Berg. So eile ich denn, um den Hirten zu holen; er läuft auf einem Olbaum in der Sonne, sein Hund knurrt mich feindlich an.

„Dort hinter dem Berg steht ein Schaf mit seinem Jungen; es hat sich verlaufen. Das Kleine wird umkommen, rufe ich ihm entgegen. „Ich hab's gesehen. Dank schön!“

„Aber das Lamm ist ganz jung, vielleicht eben erst geboren!“ „Nein — vor zwei Stunden!“

Er bleibt ruhig liegen. Das Lämmchen ist schon Stunden alt, es muß sich alleine helfen, keine Sentimen-

Und nun wird mir bewußt, daß all die dicken Schaf die unter den Oliven weiden, vom schwarzen Leittier geführt, auf die gleiche Weise zur Welt gekommen sind. Ich kenne keine warmen Ställe, wie unsere Tiere im Nord sie wandern abend durch die Jahreszeiten hin, sie schlafen unter den Sternen, sie schlafen auch unter schüttelnden Regenwolken im Freien, und wenn ihre Kinder an kalten Wintertagen den warmen Mutterleib verlassen, so stellt das Schicksal die erste Forderung an sie: die Gefahren der furchigen Witterung zu überwinden, zu zeigen, daß auch schwankende Körper eines Lämmchens mit einem bißchen Winde fertig wird. Zudem darf man immer zwischen mütterlichen Beinen Zuspruch suchen.

Viele Menschen, denke ich, wurden trotz einer hartnäckigen Jugend stark. Das weiß ich ja aus der Geschichte und sonst.

Wer aber zählt die Namen jener Zarten, die an Widrigkeiten ihrer Kindertage zerbrachen und ruhmlos sanken?

Da taucht über der nahen Anhöhe die Schafmutter in ihrem Kielwasser trottet das Lämmchen einher, und es nun, schon wieder ein bißchen älter, viel sicherer marschier-entschlage ich mich aller tiefgründigen Erwägungen, an den Hirten und gehe hinunter zum Meere. . .